

## Witze und andere Katstrophen

*Ein Erzählband junger  
Autoren*

**W**ie nähert man sich als Rezensent einer Sammlung von achtzehn – sehr verschiedenen – Texten? Zunächst einmal mit einer Übersicht. Das Spektrum beginnt bei wenige Zeilen umfassenden Miniaturen (Julia Dathe) und aphoristischen Reflexionen, die sich zwischen Gedicht und Aphorismus nicht entscheiden wollen (Christian Schulteisz). Es gibt Texte eher experimenteller Art (Jörg Albrecht: *Glamourwolf*), es gibt »echte« Kurzgeschichten wie die von Christopher Kloeble (*Zwanzig Sekunden Mathematik*) oder Sebastian Brock (*Die Insel*), Erzählungen mit surreal-kafkaeskem Einschlag (Maja Ludwig: *Nest*; Clara Ehrenwert: *Die Tiere in meinem Bett*) oder solche, die einem größeren Werk zugehören könnten (Andreas Stichmann: *Malealea*). Die Ankündigung von »Kurzgeschichten« auf dem Umschlagtext des Bandes führt also keineswegs in sicheres Gelände.

**U**we Tellkamp und Clemens Meyer fallen anders aus dem Rahmen, Tellkamps *Startschuss – geht los!* eröffnet den Band, es ist die erste seiner Leipziger Poetik-Vorlesungen, autobiographisch

gründiert, allerdings auch andernorts bereits nachzulesen. *Rotkäppchen*, der Monolog einer Prostituierten (natürlich Ost), bietet den typischen Meyer-Sound: abgeklärt, sowohl autonom als auch roman-kompatibel und nebenbei durchaus ansteckend, wie in ein, zwei Texten zu bemerken.

Die letztgenannten Autoren sind zugleich die Methusalems unter den Versammelten, deren Geburtsjahrgang ansonsten um 1982 liegt, die Rubrik »Junge Autoren« ist entgegen sonstigen Gepflogenheiten mithin wörtlich zu nehmen. Dabei erstaunt aber, welche Biographien – und nicht zuletzt literarische! – diese überwiegend wirklich jungen Schreibenden bereits vorweisen können. Dass dabei als biographische Station regelmäßig Leipzig beziehungsweise das Studium am Deutschen Literaturinstitut auftauchen, stellt den Zusammenhang zum Verlag und zum Herausgeber her. Letzte Bemerkungen zur Statistik: Zieht man die »alten Herren« ab, ist das Geschlechterverhältnis absolut ausgeglichen.

Der Titel des Bandes ist der einzige Hinweis auf die Intentionen des Herausgebers Michael Hametner. Er lässt eine Zeitgeistbestimmung erwarten, die titelgebende Geschichte (Finn-Ole Heinrich) macht ahnen, in welche Richtung diese geht. Eine junge Frau, die bei einem Unfall ein Bein verloren hat, irritiert ihren Freund, den Ich-Erzähler. Sie sucht den Verlust herunterzuspielen, indem sie den neuen Alltag unentwegt ins Komische zieht, nachts aber weint sie im Schlaf, und er kommt, voller Scham über seine Reaktion, nicht damit zurecht, eine behinderte Freundin zu haben.

Dieses Gefühl der Beunruhigung ist der gemeinsame Nenner der meisten Texte, ausgelöst von einer Begegnung mit Tod, Krankheit und Unfall oder von einem anderen Trauma. Die Figuren der verschiedenen Prosastücke finden sich in einer Situation wieder, die sie aus der vertrauten Alltagsrealität wirft, in der sie sich glücklich eingerichtet hatten und die einen sicheren Rahmen für das eigene Leben bot. Es ist die Konfrontation mit einer Bedrohung für die Figuren der Texte und beziehungsweise oder den Leser, kei-

neswegs also jene Zeit der Witze, die der Wortsinn des Titels suggeriert, und das gilt in der Tat für die meisten der im Band versammelten Geschichten.

In *Zwanzig Sekunden Mathematik* ist es die Herzattacke, die die Grundschullehrerin Frau Hegel in einer Unterrichtsstunde erleidet, subtil hier beschrieben die ‚Klassenverhältnisse‘, die innere Abwesenheit der Schüler, »neben Klaus will keiner sitzen«, und keiner, der die Nöte der Lehrerin bemerken würde.

Der krebserkrankte Vater der jungen Hauptfigur, noch Schülerin, der dabei auch die Mutter abhanden gekommen ist, und Selbstmord der ersten Liebe sind es in Katharina Schwanbecks *April*, Krebs und Selbstmord (oder Unfalltod) einer Urlaubsbekanntschaft in *Die Insel*. Das Wagnis später Elternschaft in Anjo Schwarz' *Wahrscheinliche Lichter*, die werdende Mutter hat gerade eine Tumorerkrankung überlebt, irritiert die männliche Hauptfigur, und ein keineswegs völlig abgeglittener Jugendlicher in Lennart Sakowskys *Heute* entwickelt lebhaft Mordphantasien. Das andere sind Texte, die halb dystopisch, halb realistisch Gefahrenzonen am Rande der Großstädte und / oder Jugendsubkulturen heraufbeschwören wie in *Morgens in den Städten* (Johanna Hempkentokrax) oder *In einer Nacht* (Marie T. Martin).

**E**in paradoxer Befund: All das wird erzählt von jungen Leuten, die in einer Gesellschaft leben, der es besser geht als je einer zuvor. Kein Hunger, langwährende Gesundheit, hohe Lebenserwartung – und ganz banal: Frieden, also kein Krieg (es sei denn, man begäbe sich freiwillig in einen), junge Leute einer Generation also, die andere Zustände als beinahe paradiesisch zu nennende nur aus den Medien oder aus den Erzählungen der Altvorderen kennen.

Vielleicht bezeugt sich hier, dass man weiß, in eine privilegierte Zeit, in eine geografische wie historische Ausnahme-situation hineingeboren zu sein. Und obwohl der Rezensent bekennen muss, dass ihm die Rede von der ›Generation Golf‹, ›Zonenkindern‹ oder ähnlichem und

überhaupt vereinnahmende Wir-Formulierungen (»Unsere Mannschaft greift über die rechte Flanke an...«) äußerstes Missbehagen erzeugen, ist ein deutlich artikuliertes Generationenbewusstsein unüberhörbar, auch wenn dies angesichts einer kleinen Sammlung von Prosa-Texten hochgegriffen sein mag.

Sprachlich-erzählerisch erscheint es etwa als ein fragiles Wir, das sich zwischen Event und Medien im Ephemeren von Jugendkultur zu finden oder zu bestimmen sucht. »Wir halten fest an unserer Haltlosigkeit und kultivieren sie.« (Christian Schulteisz) –, wobei diese ironische Selbstbestimmung ein wenig zu larmoyant vorgetragen wirkt. Dem meist impliziten Wir korrespondiert, das sei kurz angemerkt, durchaus das deutliche Übergewicht von Ich-Erzählern (und -Erzählerinnen) im Band, der erzählerische Griff, mittels dieser Erzählinstanz Nähe zum Erzählten zu erzeugen, ist vielleicht ein Ausweis dafür, dass größere Distanz (noch) nicht gewollt ist. Symptomatisch auch die Selbstanrede – »So wie es ist, hast du es nicht gedacht.« (*Morgens in den Städten*) – und die flashartigen, an Videoclips gemahnenden Prosasequenzen bei Jörg Albrecht (wie in mehreren Texten erzähltechnisch quasifilmische Kameraführungen zu finden sind).

Insgesamt gesehen wird höchst professionell, um nicht zu sagen: versiert, erzählt, und andererseits überwiegend konventionell, wohl nicht zuletzt den – kleinen, alltags- und biographienahen – Gegenständen und Themen geschuldet, Ausnahmen sind erwähnt worden. Die Autoren beherrschen ihr Handwerk. So fällt es schwer, einzelne Texte herauszuheben. Besonderes Vergnügen haben dem Rezensenten jene Texte bereitet, deren Erzählgestus weniger von Erden-, Seins- oder Schicksalsschwere getragen wird, sondern von der Lust, die immer wieder erstaunliche Seltsamkeit, wie Menschen mit sich und der Welt umgehen, erzählerisch auszuloten.

Verena Roßbacher beispielsweise gelingt dies wunderbar in *In den Bergen*

*gibt es keine Alpen*, worin die Beziehung zwischen zwei Frauen anhand der Beziehung zu einem Dritten – einem kleinen altersschwachen Auto, ein »eisvogelblauer Polo« – so lakonisch wie ironisch-distanziert geschildert wird. Einen Sinn fürs Absurde bezeugt auch Andreas Stichmann: »Ach, in Afrika roch ich den Sommermonsun..., sah, in der sekundenपालenden Klarheit der ersten Blitze: Den ersten Menschen, ängstlich und anmutig zugleich. Und mich selbst habe ich natürlich auch begriffen, eigentlich habe ich alles begriffen. In Afrika ... Sowas würde ich gerne denken, stattdessen denke ich: Jetzt sind wir eben hier... vollkommen deplatziert.«

Stichmann demontiert – oder moderner formuliert: dekonstruiert – erzählerisch im Weiteren fast beiläufig Klischees, gängige Vorstellungen von Rucksack- und Bildungstourismus sowie Multikultikitsch. Das Einbrechen von ein paar Europäern in südafrikanische Provinzwirklichkeit ist genau beobachtet.

Mit seinen satirischen Untertönen, die sich aber nicht an sich selbst delectieren (wie im Fernsehen oft wie penetrant), ist das außerdem höchst vergnüglich zu lesen, davon hätte man gerne mehr.

Die Zukunft der deutschen Literatur verfügt, wie der Band zeigt, über ein beachtliches Potential an talentierten und offenbar gut ausgebildeten Autoren. Ob daraus große Autoren – und das heißt im Normalfall auch Autoren von Großtexten – werden, bleibt abzuwarten. Neben Talent, Handwerk und Energie gehört dazu auch der Griff zum großen Gegenstand, der nicht auf der Straße liegt und über den man in einer gesicherten, selbst in der Krise kaum als bedroht empfundenen Alltagswelt nicht gerade zu stolpern pflegt, von den gewöhnlichen Beunruhigungen einmal abgesehen. □

*Klaus Rek*

